

ERINNERUNGEN ALS EIN ANSATZ FÜR VERGANGENHEITSBEWÄLTIGUNG

Von Uta Müller-Handl

Von Historikern, Psychologen, Soziologen und anderen werden durch Intensivinterviews Lebensgeschichten von Menschen auf Tonbänder aufgenommen und damit als Quelle gesichert. Lebensgeschichtliche Erinnerungen, die in intensiven, lebendigen, nicht starr standardisierten Gesprächen gewonnen werden, eröffnen einen Zugang zu thematischen Zusammenhängen, die sich nicht oder nur sehr unzureichend allein durch schriftliche Dokumente oder rein quantitative Forschungsansätze erschließen lassen. Insbesondere wenn es um „Vergangenheitsbewältigung“ geht (individuelle und gesellschaftliche), was in Deutschland immer als erstes den Faschismus meint und heute speziell in den neuen Bundesländern auch das Leben in der ehemaligen DDR, dann gilt es, auch die Erinnerungen und Erfahrungen der einzelnen Menschen als Quelle zu sichern. Damit soll keineswegs die Bedeutung der Erhebung und Auswertung von sogenannten „harten Daten oder Fakten“ als ein wesentlicher Bestandteil der Forschung in Frage gestellt werden, aber diese genügen nicht,

- wenn wir *verstehen* wollen, warum Menschen anfällig waren und sind für totalitäre Ideologien;
- wenn wir *verstehen* wollen, wie und inwieweit Menschen Brüche in ihrer Lebensgeschichte verarbeitet haben, die im Kontext von Unterdrückung, Krieg, Flucht und Vertreibung (auch Migration allgemein) entstanden sind;
- wenn es darum geht, das individuelle wie auch kollektive Gewordensein von Menschen zu *verstehen*, das über Generationen hinwegreicht.

In diesen Fällen sind wir auf das intensive Gespräch mit Menschen als Quelle verwiesen, um zu tragfähigen und plausiblen Deutungsmustern und Interpretationen zu kommen.

Als Beispiele für Forschung mit lebensgeschichtlichen Erinnerungen im Zusammenhang von „Vergangenheitsbewältigung“ sei hier kurz auf Arbeiten der sogenannten „Oral History“ und der Psychologie hingewiesen. Anschließend wird ausführlicher auf eine soziologische Untersuchung und Dokumentation eingegangen, deren Grundlage lebensgeschichtliche Interviews mit sudetendeutschen Frauen sind.

Beispielgebend für sie sogenannte „Oral History“ im deutschsprachigen Raum ist das Forschungsprojekt „Lebensgeschichte und Sozialstruktur im Ruhrgebiet zwischen 1930 bis 1960“, dessen Ergebnisse 1983 und 1985 in insgesamt drei Bänden von Lutz Niethammer, der 3. Band gemeinsam mit Alexander von Plato, herausgegeben

wurden¹. In seiner Einleitung im ersten Band führt Lutz Niethammer aus, daß der methodische Zugang der „Oral History“ u. a. auch als „Pfadfinder zu neuen Fragestellungen“ dient. Es geht darum, Erinnerungen, subjektive Erfahrungen in den „kollektiven Erfahrungsschatz einzubringen“.² Intensivinterviews gelten als Quellenproduktion und diese neu geschaffenen Quellen werden in mehreren Schritten analysiert, gewichtet und gestützt durch andere Quellen. Zu den Ergebnissen des Forschungsprojektes gehört auch die differenzierte Auseinandersetzung mit der Leistungsfähigkeit und den Grenzen der Methode der „Oral History“³. Besonders überzeugend scheint der methodische Zugang der „Oral History“ für Niethammer bei „der Spurensuche durch die black box des Faschismus“ zu sein. In dem Projekt war davon ausgegangen worden, daß eine „Volkserfahrung des Faschismus“ in der Nachkriegszeit gegeben war, die es galt, „als Vorgeschichte der westdeutschen Demokratie“ zu erforschen⁴.

Was Lutz Niethammer für das angesprochene „Oral History“ Forschungsprojekt die „Spurensuche durch die *black box* des Faschismus“ nennt, ist ein Zusammenhang, der in der psychotherapeutischen Praxis immer häufiger in den Mittelpunkt gerät. Es geht um die Auswirkungen von über die Generationen hinweg verdrängter, verschwiegener NS-Vergangenheit. Eindrucksvoll entfaltet wird dieser Zusammenhang in dem von Barbara Heimannsberg und Christoph J. Schmidt 1992 herausgegebenen Sammelband: *Das Kollektive Schweigen. Nationalsozialistische Vergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie*⁵.

Lebensgeschichtliche Erinnerungen stehen auch im Zentrum meiner soziologischen Untersuchung, die sich als populär verfaßte Dokumentation – mit dem Titel „... die Gedanken laufen oft zurück“. Flüchtlingfrauen erinnern sich an ihr Leben in Böhmen und Mähren und an den Neuanfang in Hessen nach 1945 – an einen breiteren Leser- und Leserinnenkreis wendet⁶. Für diese hessische Untersuchung und Doku-

¹ „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute einsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Hrsg. v. Lutz Niethammer. Berlin-Bonn 1983 (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960, 1). – „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist“. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Hrsg. v. Lutz Niethammer. Berlin-Bonn 1983 (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960, 2). – „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Hrsg. v. Lutz Niethammer und Alexander von Plato. Berlin-Bonn 1985 (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960, 3).

² Niethammer, Lutz: Einleitung des Herausgebers. In: „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute einsetzen soll“.

³ Niethammer, Lutz: Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History. In: „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“, 392–445.

⁴ Niethammer (wie Anm. 2).

⁵ *Das Kollektive Schweigen. Nationalsozialistische Vergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie*. Hrsg. v. Barbara Heimannsberg und Christoph J. Schmidt. Köln 1992.

⁶ Müller-Handl, Utta: „Die Gedanken laufen oft zurück...“ Flüchtlingfrauen erinnern sich an ihr Leben in Böhmen und Mähren und an den Neuanfang in Hessen nach 1945. Wiesbaden 1993. Der Band ist im Rahmen einer mehrbändigen Dokumentation über die Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen im Bundesland Hessen erschienen, die von der Hessischen Landesregierung in Auftrag gegeben wurde und die von der Historischen Kommission für Nassau 1993 veröffentlicht wird.

mentation galt vorrangig, solange dies in einer persönlichen wie konkreten Befragung noch möglich war, die Leistungen von Flüchtlingsfrauen der Nachkriegszeit während eines langfristigen Integrationsprozesses zu dokumentieren und damit die gewonnenen Erkenntnisse nutzbar zu machen für Gegenwart und Zukunft – im Blick auf eine allgemeine und hohe Mobilität von verschiedenen sozialen und kulturellen Gruppen. Dieser thematische Zusammenhang wird exemplarisch dokumentiert und untersucht am Beispiel von sudetendeutschen Frauen, die in den Jahren 1945 und 1946 aus der Tschechoslowakei zwangsausgesiedelt wurden und in Hessen ein neues Zuhause fanden.

Es wurde von folgendem ausgegangen: Wenn wir verstehen wollen, wie und inwieweit es Flüchtlingsfrauen gelang, die äußere und innere Stabilität ihrer Familien zu wahren, wie und inwieweit sie sich in Hessen eingelebt haben und aufgehoben fühlen, dann müssen wir uns ihren Erinnerungen aufmerksam zuwenden und fragen, wie sie die Brüche und Veränderungen in ihrer Lebensgeschichte verarbeitet haben. Es sind Erinnerungen an das Zusammenleben und an Konflikte zwischen Tschechen und Deutschen, an Krieg, Flucht, Repression, Gefangenschaft und die Zwangsausiedlung sowie Erinnerungen an die schwierige Neuorientierung im fremden Land Hessen und an einen über vierzigjährigen Prozeß des Einlebens. Bei all diesen Erinnerungen steht die Bewältigung des Alltags im Mittelpunkt.

In den Jahren 1989/1990 wurden über 40 Personen befragt, meist Frauen und einige wenige Männer. Um die Vergleichbarkeit der qualitativen Interviews zu gewährleisten, weisen diese einzelnen Fallstudien folgende Merkmale auf:

- Für die Untersuchung wurden überwiegend Frauen ausgewählt, die ohne ihre Männer, mit einem oder mehreren Kindern zwangsausgesiedelt wurden und deren Männer noch in Gefangenschaft, vermißt oder gefallen waren. Es ging dabei darum, den Einfluß und die Leistungen der Frauen möglichst intensiv untersuchen und darstellen zu können.
- Auswahl nach gleichem Herkunftsgebiet: Böhmen und Mähren. Hier kann davon ausgegangen werden, daß bei der befragten Gruppe ähnliche Traditionen und Erfahrungen gegeben sind. Zugleich wird damit die anzahlmäßig größte Gruppe der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Krieg in Hessen berücksichtigt.
- Von den sudetendeutschen Frauen aus Böhmen und Mähren wurden solche ausgewählt, die seit Jahrzehnten: a) im Bad Vilbeler Ortsteil Dortelweil, b) in und um die Bad Vilbeler Flüchtlingssiedlungen auf der Bad Vilbeler Höhe und c) in Frankfurt am Main leben. Dadurch ist einerseits für den jeweiligen Ort ein vergleichbarer Bezugsrahmen der Lebenswirklichkeit und seiner besonderen Vorbedingungen gegeben; andererseits kann deutlich werden, inwieweit unterschiedliche Integrationsverläufe von örtlichen Bedingungen abhängen.

Die entstandene Dokumentation und Untersuchung bietet eine vertiefte und über das Individuelle hinausreichende Lesart von lebensgeschichtlichen Erinnerungen an, wobei das Prinzip sparsamer Interpretation beachtet wurde. Jedes Interview, jede Lebensgeschichte wurde einzeln erschlossen und analysiert. Im Vergleich miteinander sind die Lebensgeschichten auf sachlich begründete, tragfähige und verall-

gemeinerbare Zusammenhänge, auf Verarbeitungsmuster und Handlungsspielräume hin untersucht worden. Durch die immanente wie auch vergleichende Untersuchung der Lebensgeschichten ist es gelungen, mit absolut subjektiven Aspekten, Verzerrungen und Überlagerungen umzugehen.

Es wurden nur Frauen befragt, die sich noch erkennbar auf ihre alte Heimat beziehen. Sei es, daß sie sich mit anderen Flüchtlingsfrauen in kirchlichen Gruppen zusammenfinden; sei es, daß sie aktiv in einer der Organisationen der Vertriebenen mitarbeiten, oder zumindest hin und wieder, wenn auch nur im Abstand von Jahren, an Veranstaltungen des Bundes und der Vertriebenen, der Sudetendeutschen Landsmannschaft, der Gesinnungsgemeinschaften der Sudetendeutschen oder an Treffen ihrer Heimatgruppe teilgenommen haben. Frauen, die in derartigen Zusammenhängen nicht aufzufinden sind, kommen in der Dokumentation nicht zu Wort. Das können z. B. Frauen sein, die Organisationen und Treffen der Vertriebenen ablehnen oder die sehr zurückgezogen leben oder Frauen, die in Hessen assimiliert sind. Auch diese Frauen mußten sich mit mentalen Belastungen auseinandersetzen, und es wäre eine aufschlußreiche Differenzierung zu der vorgelegten Dokumentation, die Eingliederung dieser Frauen in Hessen zu dokumentieren und zu untersuchen. Bezogen auf Frauen, die sich in Hessen assimiliert haben, wäre u. a. zu fragen, inwieweit dieser Verlust jeglichen Gruppenbewußtseins – bezogen auf die Herkunftsregion – eine Verdrängung mentaler Belastungen ist. Außerdem muß hier an jene Frauen erinnert werden, die ein Gespräch ablehnten, weil das Erinnern für sie heute noch unerträglich ist. Auch sie fehlen in der Dokumentation.

Den Frauen, die in der Dokumentation zu Wort kommen, ist es gelungen, die Brüche in ihrer Lebensgeschichte auszuhalten. Diese Frauen haben ihre Lebensgeschichte nicht nur für andere erzählt, um Zeugnis abzulegen, sondern auch für sich selbst. Wenn ihnen neben dem, was sie schon häufiger berichtet haben mögen – im Kreis ihrer Familie und unter Freunden, – während des Interviews plötzlich etwas bewußt wird, etwas aus dem Vergessenen wieder auftaucht und sie um Erklärungen bemüht sind, dann ist das Gespräch für sie auch eine Art Selbstgespräch und Selbsterinnerung, ein spätes Reflektieren.

Die Erinnerungen der Frauen sind häufig in Bildern geronnen oder in geschlossenen Szenen. Diese Bilder oder Szenen können von starker Ausdruckskraft sein. Sie können betrachtet werden – wie von Zuschauern, die nicht mehr daran arbeiten müssen: das heißt, sie müssen nicht weiter verarbeitet werden. Einerseits wird vieles ausgeblendet, andererseits wird das alltägliche Detail erinnert. Was übrigbleibt, sind oft Begebenheiten mit guten und mit bösen Menschen und viel Unbegreifliches. Es ist wie eine Heilungs-Strategie, sich in geronnenen Bildern und Szenen zu erinnern. Das Erlebte muß so nicht in seiner ganzen Dimension erfaßt werden, und die Bedrohung wie das Leid, welches in den Erinnerungen steckt, wird reduziert. Das Erlebte muß nicht in seiner ganzen Dimension weitergegeben werden, wenn es in Bildern und Szenen erzählt wird.

Am stärksten haben sich ihnen Erinnerungen eingeprägt aus den Lebensphasen, in denen der gewohnte Alltag in Frage gestellt wurde, als sie mit schwerer, zusätzlicher Verantwortung belastet waren und sie sich immer wieder neu orientieren mußten. Die eindringlichsten Erinnerungen beziehen sich auf eine Zeitspanne von etwa 30 Jahren,

von den dreißiger Jahren bis Anfang der sechziger Jahre. Die Dokumentation folgt den Erinnerungen der Frauen von den dreißiger Jahren an. Blickt auf 1938, „als der Hitler kam“, wie es hieß, als die Tschechoslowakei die Siedlungsgebiete der Sudetendeutschen in Böhmen und Mähren in der Folge des Münchener Abkommens an das Deutsche Reich abtreten mußte. Befürworterinnen der Abtretung und Gegnerinnen kommen zu Wort, begründen ihre Haltung und berichten darüber, inwieweit sich ihr Alltag veränderte. Danach folgt die Dokumentation den Erinnerungen der Frauen an die Alltagsbewältigung, seitdem ihre Männer in den Krieg eingerückt waren. Bei aller Wertschätzung, die die Frauen der Ausbildung (Schule und Beruf) zumessen, war letztlich ihre Familienorientierung von größerer Bedeutung. Diese Familienorientierung verstärkte sich seit der Zeit, als ihre Männer in den Krieg einrückten, und hat sich bis in die Gegenwart erhalten. Je beunruhigender die äußeren Lebensumstände wurden, um so fragloser erschien die Familie als Institution und Bezugspunkt.

Es war ein Einschnitt ins Alltagsleben, wenn die Familie auseinandergerissen wurde, weil der Mann in den Krieg einrücken mußte. Dennoch nimmt das Erzählte über diese Zeit einen relativ geringen Umfang innerhalb der gesamten erzählten Lebensgeschichte jeder Frau ein. Der Grund hierfür ist der viel tiefergehende Bruch in ihrer Lebensgeschichte, die Zeit von Kriegsende bis zur Zwangsausweisung (und auch ihrer Ankunft in den Aufnahmeorten in Deutschland). Im Vergleich dazu verblasen die vorher erlebten Veränderungen in ihrem Leben, sie werden überlagert.

Die Dokumentation folgt den Erinnerungen der Frauen an Kriegsende, Fluchtversuche und das schwer zu verkraftende Geschehen in der Nachkriegszeit in der Tschechoslowakei bis zu ihrer Zwangsausweisung und blickt in diesem Zusammenhang zurück auf das frühere Zusammenleben von Tschechen und Deutschen. Angemerkt werden muß: Die Aufarbeitung der gemeinsamen Geschichte von Tschechen und Deutschen steht m. E. erst am Beginn einer qualitativ neuen Phase. Von den befragten Frauen kann nicht ein Mehr an Auseinandersetzung mit der Vergangenheit erwartet werden, als dies bisher ganz allgemein in der Gesellschaft verbreitet war.

Wann immer im Verlauf der einzelnen Interviews an das Zusammenleben von Deutschen und Tschechen erinnert wird – sei es bei Erinnerungen an die Kindheit und Jugend, sei es bei Erinnerungen an die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, die Nachkriegszeit oder bei Überlegungen zu sogenannten „Heimwehreisen“ in die alte Heimat – die Erinnerung an das Zusammenleben von Deutschen und Tschechen ist immer zugleich ein Suchen, ob es in der Vergangenheit irgendwelche Gründe gab, welche die Repression gegen die sudetendeutsche Bevölkerung nach Kriegsende und deren Ausweisung erklären könnten. Aber dieses Suchen nach Erklärung ist weitgehend blockiert.

In der Nachkriegszeit gab es in der Tschechoslowakei keine Aufarbeitung der gemeinsamen Geschichte von Tschechen und Sudetendeutschen mit all ihren negativen und positiven Aspekten. Die Erinnerungen der Frauen machen deutlich, daß nicht differenziert wurde danach, inwieweit jede einzelne Person schuldig war. Es galt nur ein Kriterium, wie eine der befragten Frauen, kurz und bündig, sagt: „Du warst eben Deutsche“. Sie sahen sich nach Kriegsende in der Rolle des Haßobjektes für Tschechen. Diese Erfahrung ist m. E. den Sudetendeutschen allgemein, was sie in dieser Zeit erlebten, eint sie – in gewissem Maße – über alle politischen Orientierungen hinaus.

Neben der Erfahrung, allgemein Objekt des Hasses zu sein, erzählen die interviewten Frauen jedoch auch von einzelnen Tschechen, die ihnen heimlich geholfen haben, die Mitleid mit ihnen hatten. In ihrer Erinnerung waren dies Tschechen, die schon immer mit ihnen in den deutschen Siedlungsgebieten Böhmens und Mährens zusammengewohnt hatten, während Tschechen, die gegen sie „wüteten“, aus fernen Gebieten der Tschechoslowakei gekommen seien. Gerade die Erinnerung daran, daß sie Tschechen kannten, die zu ihnen hielten, verstärkt noch ihre Fassungslosigkeit über die Repressionen nach dem Krieg. Diese Tschechen, die sie nicht ausgrenzten, werten sie wie einen zusätzlichen Beleg dafür, daß Deutsche und Tschechen früher eigentlich gut zusammengeliebt haben. Sie erinnern sich zwar auch an Konflikte zwischen Tschechen und Deutschen während der Ersten Tschechoslowakischen Republik und einige, aber nur sehr verhalten, auch an Spannungen und Gewalt gegen Tschechen in den Jahren 1938–1945. Aber: Alle diese Erinnerungen treten zurück, sie bieten aus der Sicht der Frauen keine Erklärung für die Repressionen gegen Deutsche in der Nachkriegszeit und ihrer Zwangsaussiedlung aus der Tschechoslowakei.

Nachkriegszeit und Zwangsaussiedlung wirken wie eine Blockierung. Sie stellt einen derart einschneidenden und unfassbaren Bruch in der Lebensgeschichte dar, der für die Frauen durch nichts, was vorher war, zu erklären und zu rechtfertigen ist. Wie stark diese Blockierung ist, mag ein Beispiel verdeutlichen: Frau R. ist über 80 Jahre alt. Sie ist als junge Frau in Böhmen der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei der ČSR beigetreten und gehört heute noch der SPD an. Sie hatte tschechische Freunde, und auch unter ihren Verwandten sind Tschechen. Die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete an das Deutsche Reich hat sie abgelehnt und unter der Herrschaft der Nationalsozialisten gelitten. 1946 wurde sie zusammen mit anderen deutschen Antifaschisten nach Hessen zwangsausgesiedelt. Am 16.3.1990, ein Tag nachdem Präsident Havel Bundespräsident von Weizsäcker auf der Prager Burg empfing, sagte sie: „Ja, die haben ja gestern so oft im Radio gesagt: ‚51 Jahre ist es her, daß die Deutschen einmarschiert sind in Prag‘. Das wissen sie. Aber was die Tschechen mit den Deutschen gemacht haben, davon reden sie nicht, die Tschechen. [...] Und da zeigen sie immer das von Lidice, alles, was da gemacht worden ist. Aber was die Tschechen alles gemacht haben, da reden sie nicht davon ... Die Vertreibung und ...“.

Der Blick auf ihre Nachkriegserfahrung macht es vielen Sudetendeutschen ungeheuer schwer – auch dieser Sozialdemokratin, die loyal zur Tschechischen Republik gestanden hatte –, sich vorbehaltlos mit ihrer Geschichte auseinanderzusetzen. Die Vertreibung wird zur alles überlagernden Erinnerung. Für sie geht es um das ganz persönliche Ertragenkönnen dessen, was sie erlebt haben. Um die eigene Geschichte ertragen zu können, wird vieles in der Erinnerung der befragten Frauen überdeckt, widersprüchliches wird nicht wahrgenommen oder es wird fast beschwörend beschönigt, wenn zum Beispiel z. T. der Eindruck vermittelt wird, als seien Sudetendeutsche und Tschechen in „früherer“ Zeit immer gut miteinander ausgekommen.

Jene, die sich an nationalistisch geprägte Konflikte vor 1938 erinnern und Tschechen dafür verantwortlich machen, übertragen das Unangenehme, das sie erlebt haben, auf Tschechen, die ihnen fremd waren, die nicht mit ihnen in den deutschen Siedlungsgebieten zusammengeliebt haben. Diese Übertragung wirkt entlastend. Gleiches wiederholt sich in den Erinnerungen, die sich auf die Nachkriegszeit beziehen. Allerdings

wird dies Muster nicht ungebrochen durchgehalten. Der Widerspruch fällt ihnen jedoch nicht auf, darauf angesprochen, wird er minimalisiert. Auf die Nachkriegszeit bezogen, gibt es auch Erinnerungen an tschechische Nachbarn, die sie willkürlich aus ihren Wohnungen wiesen und sich ihre Habe aneigneten u. a. m. Dann heißt es lapidar: „Es gibt solche und solche. Das ist überall so.“

Was die Frauen in der Nachkriegszeit in der Tschechoslowakei erlebten, einschließlich der zwangsweisen Aussiedlung, wirkt wie ein Scharnier für ihr ganzes Leben. Es ist der Dreh- und Angelpunkt in ihrem Leben, der immer mitgedacht wird, wenn sie über „früher“, über ihre alte Heimat erzählen, wenn sie über ihr Leben in Hessen berichten und wenn sie über die Zukunft nachdenken. Wer sie verstehen will, darf sich ihren Erinnerungen an die Nachkriegszeit nicht verschließen, sie sind deshalb ausführlich dokumentiert.

Kurz gefaßt: Im Zusammenhang mit den dreißiger Jahren und der Abtretung 1938 werden auch Spannungen und Konflikte zwischen Tschechen und Deutschen erinnert. Im Zusammenhang mit der Nachkriegszeit bis zur zwangsweisen Aussiedlung geht der Blick weiter zurück in die Jugend im Kaiserreich oder in den zwanziger Jahren: Wir haben gemeinsam getanzt, wird mehrfach erinnert. Deutsch oder tschechisch zu sein, habe kaum eine Rolle gespielt. Es gab den Schüleraustausch, von tschechischen Freundinnen und Nachbarn wird berichtet. Es entsteht z. T. der Eindruck, als habe man einst völlig problemlos zusammengelebt. Die Hetze gegeneinander sei erst entstanden, als der Hitler kam. Die Nachkriegszeit und die zwangsweise Aussiedlung bleiben unfassbar.

Kommen wir zum Einleben der Frauen in Hessen. Das schwierige Einleben in der Fremde erschwert m. E. zusätzlich eine vorbehaltlose Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte. Die Erinnerungen der Frauen an Ankunft und Leben in den Erstaufnahmedörfern werden dokumentiert, danach ihr Einleben in den Orten, an denen sie sich dauerhaft angesiedelt haben (in Dortelweil, in Bad Vilbel und in Frankfurt am Main) – und sie blicken zurück auf einen über 40jährigen Prozeß des Einlebens in Hessen.

Für alle befragten Frauen mit kleinen Kindern, die ohne ihre Männer (gefallen, vermißt, noch in Gefangenschaft) in Hessen ankamen, war die Ankunft in den Erstaufnahmedörfern mit einer demütigen Erfahrung verbunden. Die Frauen mit kleinen oder mehreren Kindern wollten die Bauern nicht freiwillig aufnehmen, sie blieben bei der Verteilung bis zuletzt mit ihren Kindern und dem wenigen Gepäck auf den Dorfplätzen sitzen. Im Gegensatz zu den Flüchtlingen, welche die Bauern sich als Arbeitskräfte ausgesucht und aufgenommen hatten, wurden die Flüchtlingsfrauen mit Kindern von den Bürgermeistern der Dörfer in die letzten noch aufzufindenden Unterkünfte zwangsweise eingewiesen. Die Alteingesessenen wurden gezwungen, zusammenzurücken und Kammern und Zimmer mit Möbeln abzutreten. „Und so war das dann auch ...“, sagt eine der Frauen.

Um die erste Zeit in den Dörfern, in denen sie noch die Fremden waren, sich wie Eindringlinge abgelehnt, nicht anerkannt fühlten, ranken sich viele Erinnerungen über Konflikte mit Alteingesessenen, über Geiz, Sturheit und Ausgrenzung. Diese Erinnerungen sind an Verletzungen und Irritationen geknüpft und werden meist ohne Distanz mit der empörten Stimme von damals erzählt, so, als sei das Vorgefallene erst gestern gewesen.

In der ersten Zeit ist der Blick von Flüchtlingen und Alteingesessenen beiderseits verstellt. Die Flüchtlinge erwarten nach der Vertreibung von den Alteingesessenen eine größere und selbstverständliche Bereitschaft zur Hilfe und auch des Trostes, wegen ihrer Heimatlosigkeit. Die hessischen Dorfbewohner selbst sind oft arme Leute in Dörfern mit kargen Böden. Sie hatten während des Krieges schon Einschränkungen durch die Einquartierung von Evakuierten aus den Städten hinnehmen müssen. Die Aufnahme von Flüchtlingen bedeutet für sie eine unabsehbare Verlängerung dieser Einschränkungen.

Im gleichen Maße, wie die Flüchtlingsfrauen sich Anerkennung und Achtung verschaffen konnten, öffnet sich auch ihr Blick für die vielerorts mageren Lebensumstände der Alteingesessenen. Anerkennung und Achtung haben sich die befragten Flüchtlingsfrauen überwiegend verschafft durch arbeiten, durch „schaffen“. Sie haben der einheimischen Bevölkerung damit ganz augenfällig signalisiert, daß sie nicht auf ihre Kosten leben wollen. Die Flüchtlingsfrauen erzählen, es sei ihnen besser gegangen, nachdem die Einheimischen sie erst einmal in diesem Sinne kennengelernt hatten.

Meist erst auf Nachfragen erzählen sie von den Freundlichkeiten und Hilfen der Einheimischen und auch von Freundschaften mit ihnen, die ein Leben lang hielten. Zuerst erinnern sie sich an die Verletzungen, die sie in der ersten Zeit in den Dörfern erlebten. Die erste Zeit in den Dörfern wird noch heute eine „bittere“ Zeit genannt, die verbunden ist mit einem Gefühl von Fremdsein, Entwurzeltsein und Ablehnung. Die Erzählungen aus dieser als bitter empfundenen Zeit dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die meisten der Frauen sich später in ihren ersten Aufnahmeorten durchaus angenommen fühlten. Die schwierige Phase der Neuorientierung in Hessen reicht bis Anfang der sechziger Jahre, bis Arbeit und Auskommen als gesichert angesehen werden konnten und sie in einem Beziehungsgeflecht von Menschen lebten, in dem sie sich aufgehoben fühlen konnten.

Von großer Bedeutung für eine gelungene Eingliederung der Frauen war ein starker Zusammenhalt innerhalb der Familien, und der Erhalt oder das Entwickeln von Beziehungen zu Menschen aus ihrer alten Heimat. In den Familien der Kriegerwitwen ebenso, wie in den Familien mit Mann und Vater. Konnten die Frauen zudem in Hessen an weltanschauliche Traditionen anknüpfen, die sie in ihrer alten Heimat gelebt hatten, so bedeutet auch dies für sie ein Zuhause.

Für das Selbstbewußtsein, das die Frauen entwickelten, war ihre Arbeit von Bedeutung: ihre Erwerbsarbeit und ihre Arbeit für die Familie bis hin zur Subsistenzwirtschaft. Sie strebten nach Unabhängigkeit von staatlicher Fürsorge, wodurch sie oft die Achtung und Anerkennung von seiten Alteingesessener errangen, die den Flüchtlingen anfangs ablehnend gegenüberstanden.

Die befragten Frauen leben (1989/1990) in Dortelweil, in den Siedlungen auf der Bad Vilbeler Höhe wie in Frankfurt am Main in „heimatlichen Netzen“, wie das Beziehungsgeflecht zu Menschen hier genannt wird, die an diesen Orten jeweils unterschiedlich geknüpft sind. Die Frauen fühlen sich heute in ihren Wohnorten zuhause, doch nur bei einer der befragten Frauen haben sich – anknüpfend an ihre traditionelle politische Orientierung – enge, dauerhafte Freundschaften zu Alteingesessenen entwickelt.

In dem ehemaligen Dorf Dortelweil ließ sich ein heimatliches Netz am einfachsten knüpfen und am engsten. Dort leben die Frauen im Kreis ihrer Familie, von Freunden, Bekannten oder gar Nachbarn *aus ihrer früheren Heimat*. Alle dort befragten Frauen kommen aus der Landwirtschaft, alle konnten ihren Wunsch, in einem eigenen Haus leben zu wollen, verwirklichen, im eigenen Haus zu leben wird gleichgesetzt mit „zu Hause sein“.

Stärkere Herausforderungen mußten die Flüchtlingsfrauen bewältigen, die in die Großstadt Frankfurt kamen. Das Einleben in der Großstadt ist ein stark individualisierter Prozeß. Wollten die Frauen mit Menschen aus ihrem Herkunftsort, ihrer Herkunftsregion zusammenkommen, so mußten sie diese Beziehungen ganz bewußt aufbauen, sie waren nicht selbstverständlich in ihrem Wohnumfeld aufzufinden. Auf der anderen Seite bot die Großstadt ein breites Spektrum an Lebensformen und an sozialen, kulturellen und politischen Angeboten, so daß sich den Frauen dort am ehesten die Möglichkeit bot, ihre alte und ihre neue Welt zu verbinden.

Schwieriger scheint das Einleben in den großen Flüchtlingssiedlungen auf der Bad Vilbeler Höhe gewesen zu sein. In diesen Vorstadtsiedlungen leben Heimatvertriebene aus den verschiedensten Regionen, aus Dörfern und Städten. Es ist eher ein Nebeneinanderleben als ein Miteinanderleben. Die befragten Frauen konnten dort weder an frühere Beziehungen und an einen breiten Fundus von gemeinsamen Traditionen anknüpfen und sie ein Stück weiterleben (wie die in Dortelweil Befragten), noch hatten sie die Wahlmöglichkeiten, die eine Großstadt bot.

Durch die dokumentierten Erinnerungen der befragten „Flüchtlingsfrauen“ ist deutlich geworden, was es außer dem materiellen Überleben für Flüchtlinge und Vertriebenen zu bewältigen gilt. Es sind die langfristigen Folgen, die schwer zu ertragen sind. Es sind die Ängste, Blockierungen und Aggressionen, die sie erlebt haben. Sie wirken als tiefgreifende Verletzungen lange nach und sind schwer zu verarbeiten: die Spannungen zwischen Tschechen und Deutschen; Nationalsozialismus und Krieg; nach Kriegsende Deutsche zu sein, und damit den Schuldigen zugerechnet zu werden, in deren Namen unendliches Unheil verursacht wurde. Zugleich waren sie selbst Repressionen von Tschechen ausgesetzt und wurden zwangsweise ausgesiedelt. Unabhängig von dem, was sie konkret getan hatten, gehörten sie nach Kriegsende zu den Schuldigen und wurden zugleich Opfer. Diese Verknüpfung erschwerte eine unvoreingenommene Auseinandersetzung ihrer gemeinsamen Geschichte mit den Tschechen; und dann ihr Neubeginn und das Einleben in Hessen. Das bedeutete zuerst, das Fremd-Sein ertragen zu können und die Bewältigung der anstrengenden Neuorientierung.

Angemerkt sei hier, daß die Verknüpfung von Schuldigen und Opfern meines Erachtens auch die Auseinandersetzung unter den Sudetendeutschen behindert. Gemeinsam ist ihnen die zwangsweise Aussiedlung. Noch heute ist darauf rekurrend beschwörend zu hören, die Sudetendeutschen sollten sich nicht auseinanderdividieren lassen in „gute“ und „böse“ Sudetendeutsche. Eine breite und unvoreingenommene Auseinandersetzung unter ihnen über ihren Anteil an nationalistischen Konflikten in der Ersten Tschechoslowakischen Republik, über ihren Anteil an der Liquidierung der Tschechoslowakei und die Verstrickung mit dem Nationalsozialismus hat nicht stattgefunden.

Nach über vierzig Jahren können die befragten Frauen letztlich sagen, sie hätten in Hessen ein neues Zuhause gefunden. Aber: Es ist ein Zuhause, dem dennoch etwas fehlt, es ist für sie nicht das, was sie mit „Heimat“ bezeichnen würden. Sie fühlen sich nach wie vor einer anderen Mentalität zugehörig, die sie verbindet mit dem Vielvölkerstaat des alten Österreich, auch mit der Ersten Tschechoslowakischen Republik oder mit Bayern.

Ihre Erinnerungen machen deutlich, wie lange das Erleben von Vertreibung und von Fremd-Sein ertragen zu müssen, nachwirkt. Derartiges ist tief einprägt und unabhängig davon, ob sie sich nach über 40 Jahren stärker oder schwächer in Hessen zu Hause fühlen, das Erlebte beschäftigt sie lebenslang. Wenn vereinzelt heute noch abweisend von ihnen als den „Flüchtlingen“ gesprochen wird, ist es, als sei die Zeit für sie stehengeblieben in den Nachkriegsjahren.

Sie sind in Hessen nicht „fraglos“ zu Hause, es geht zeitlebens für sie darum, den Verlust an Übereinstimmung mit gesellschaftlichen Zusammenhängen zu bewältigen, den Grad zu finden, der erträglich ist. Und das gelingt nicht ganz, weder bei den in Dortelweil befragten Frauen noch bei den in den Bad Vilbeler Siedlungen und den in Frankfurt befragten Frauen. Vieles bleibt unverarbeitet. Der Bezug zu Menschen aus ihrer ehemaligen Heimat, die ähnliches erlebt haben, ist ihnen eine Stütze, aber es gibt weiterhin eine Sehnsucht nach Übereinstimmung, nach fraglosem Aufgehobensein, die nicht verwirklicht werden kann.

Was die Frauen in ihrem Leben z. B. an Aggression erlebt haben, sind Formen, die in der Gesellschaft bis auf den heutigen Tag immer wieder ihre Opfer suchen. Die Konflikte zwischen Menschen verschiedener Kulturgruppen im Inland und im Ausland; Menschen, die damit fertig werden müssen, daß sie als Fremde abgelehnt werden, die fliehen müssen, vertrieben oder abgeschoben werden. Fast täglich übermitteln die Medien Bilder von Menschen, die fliehen, und die, in der vermeintlich rettenden Fremde angekommen, auf ihrem wenigen Gepäck sitzen und ängstlich warten, ob und wie sie aufgenommen werden – oft sind es Frauen mit ihren Kindern. Für mehrere der befragten Frauen war es 1946 „das Schrecklichste“ gewesen, als niemand sie und ihre Kinder in Hessen freiwillig aufnehmen wollte. Die Erinnerung der befragten Frauen sollten als etwas fruchtbar Beunruhigendes angesehen werden, das sensibel macht für die Gegenwart und die Zukunft, mit dem Ziel eines Zusammenlebens verschiedener Kulturgruppen, das von Achtung und Ausgleich getragen ist.

Zum Schluß möchte ich das „heimatliche Netz“ von Frau R. in Frankfurt schildern, einer Sozialdemokratin aus Aussig:

Frau R. war mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter und sehr wenig Gepäck 1946 von Aussig in ein Dorf an der nördlichen Stadtgrenze Frankfurts zwangsausgesiedelt worden. In dem Dorf fand sie keine Arbeit. Sie nahm eine Stelle als Putzfrau im Verwaltungsgebäude einer Fabrik in Frankfurt an, wo sie seit Frühjahr 1947 mit ihrer Tochter in einer Dachkammer des Gebäudes auch wohnte. In den ersten Jahren nach der Zwangsausiedlung führte Frau R. ein karges Leben, angefüllt mit Arbeit. Erst seit Mitte der sechziger Jahre lebt sie in menschenwürdigen Wohnverhältnissen.

Frau R. ist Kriegerwitwe, sie mußte allein für sich und ihre Tochter sorgen. Ihr blieb in den ersten kargen und arbeitsvollen Jahren in Frankfurt keine Zeit, um aktiv Beziehungen zu anderen Menschen aufzubauen und zu pflegen. Sie litt immer stärker

unter der Trennung von ihren Verwandten, Freundinnen und Bekannten aus der alten Heimat, über deren Verbleib sie nichts wußte. Sie erkrankte und wurde 1956 Frührentnerin. Frau R. ist ihrem Leiden begegnet, indem sie seit Mitte der fünfziger Jahre aktiv begann, sich ein heimatliches Netz zu knüpfen, in dem sie sich aufgehoben fühlt. Sie suchte nach Verwandten und Freunden aus der alten Heimat. Einige der Menschen, die sie ausfindig machte, leben inzwischen seit Jahren in Frankfurt und im Rhein-Main-Gebiet. Mit den anderen hält sie regen Kontakt. Frau R. ging es gesundheitlich wieder besser, je mehr sie ihre vermißten Angehörigen und Freundinnen wiederfand und je mehr sie auch in anderer Weise auf ihre alte Heimat Bezug nahm.

Diese Frau vermittelte den Eindruck, als habe sie inzwischen in und um Frankfurt mehr bewußt gelebte Beziehungen zu Menschen aus ihrer alten Heimat, als sie es dort je hatte. Sie fühlt sich zu Hause in Frankfurt, weil sie sich in dieser Stadt die alte Heimat möglichst komplett wiederaufgebaut hat: Die Familie, Freundinnen und Bekannte, Böhmerwäldlerverband, Aussiger-Heimatgruppe, die Sozialdemokraten der Seliger-Gemeinde, die Sudetendeutsche Landsmannschaft. In ihrer Wohnung ist die alte Heimat an allen Wänden präsent, mit Fotos, Kalendern, Spruchtafeln, Gemälden. In ihrem Bücherregal stehen Broschüren und Bücher, die ihre alte Heimat festhalten, sei es in Bildbänden oder Romanen bis hin zu Kochbüchern. Wenn im Gespräch der Name eines Frankfurter Stadtteils genannt wird, weiß sie gleich zu berichten von Bekannten aus der alten Heimat, die dort leben, und sie weiß, wo in der Stadt eine Bäckerei oder eine Metzgerei zu finden ist, deren Gebäck oder Wurst noch schmecken wie daheim, da die Besitzer Zwangsausgesiedelte sind. Über diesen örtlichen Rahmen hinaus, hat sie an regionalen und überregionalen Treffen von Vertriebenenorganisationen teilgenommen. Sie besuchte zwischen 1964 und 1981 mehrmals die Tschechoslowakei, hat alte Verbindungen dorthin gepflegt und neue aufgebaut (z. B. zu der tschechischen Familie, die in den sechziger Jahren das Häuschen im Böhmerwald von der dortigen Gemeinde kaufte und als Wochenendhaus ausbaute, welches bis 1945 Frau R.s Eltern gehörte und in dem Frau R. geboren wurde und aufgewachsen ist). Frau R.s heimatliches Netz besteht überwiegend aus Beziehungen zu Menschen aus der alten Heimat und in der alten Heimat. Es ist ein sehr differenziertes Netz, in dem die Familie und die politische Orientierung genauso aufgehoben sind, wie sozusagen „das Hänschen, das nebenan gewohnt hat“ bis hin zum Geschmack der Wurst oder des Gebäcks. An Frankfurtern, die sie näher kennt, nennt sie nur ihren Schwiegersohn und wenige Nachbarinnen.

Abschließend möchte ich anmerken, daß dieser Dokumentation ein Pendant fehlt, aus dem heraus ein Dialog entstehen könnte: Eine ähnliche Dokumentation aus der Tschechischen Republik, in der lebensgeschichtliche Erinnerungen von Tschechinnen verarbeitet sind. Erinnerungen von Tschechinnen, die in den überwiegend von sudetendeutschen bewohnten Gebieten alteingesessen waren, und von anderen, die nach Kriegsende, nach der zwangsweisen Aussiedlung der Sudetendeutschen, in diese Gebiete zuzogen.